

Ein Meister und seine Form - zu den Essais von Montaigne

Lesen ist (und bleibt) ein Fest des Intellekts

Michel Eyquem Seigneur de Montaigne wurde am 28.2.1533 auf Schloß Montaigne de Bourdeaux geboren und starb ebendort am 13.9.1592. Er war von 1557-1570 Parlamentsrat in Bourdeaux, bereiste 1580/81 Süddeutschland und Italien und hatte von 1582-85 das Amt des Bürgermeisters von Bourdeaux inne. Nach diesem auf das weltliche orientierten Abschnitt seines Lebens zog er sich in den Turm seines Schlosses zurück. 1569 übersetzte er die *Theologia Naturalis* von Raymundus Sebundus. Mit seinem Hauptwerk, den Essais, die 1580 in zwei und 1588 in drei Büchern erschienen, wurde er zum Begründer des Essays als eigenständige literarische Form. Er behandelt in diesen Essays sehr frei unter Verwendung der antiken Überlieferung moral- und lebensphilosophische Themen. Sein Hauptthema ist der Mensch und die Frage nach dem richtigen Leben. Die Essays münden immer wieder bewusst in die Selbstanalyse ein. Seine Beobachtungen der Menschen gilt als äußerst vorurteilsfrei.

Seine Vorurteilsfreiheit erkennt man leicht daran, wie er z.B. über die Auslegung von Büchern spricht. Grundvoraussetzung ist ihm dabei die Einsicht in die Inkonsistenz von Meinungen. *Noch niemals haben zwei Menschen über eine Sache völlig gleich geurteilt, und es ist unmöglich, zwei völlig ähnliche Meinungen zu finden, nicht nur bei zwei verschiedenen Menschen, sondern bei einem und demselben Menschen, nur zu verschiedenen Zeiten.* Völlig gleiche Meinungen zweier oder mehrerer Personen erregen vielmehr Verdacht. Man muss sich dann fragen, ob bei völliger Übereinstimmung in den Ansichten, überhaupt selbständig gedacht wird.

Das Forschen, der Trieb nach Wissen ist für Montaigne etwas prinzipiell unstillbares. *Unser Forschen hat niemals ein Ende.* Gibt man sich mit einmal gefundenen Ergebnissen zufrieden, dann ist dies ein Zeichen für die Ermüdung des Geistes. *Es ist ein Zeichen der Eingeschränktheit unseres Geistes oder der Ermüdung, wenn er sich zufriedengibt.*

Doch zurück zur Auslegung von Büchern. Auf der einen Seite gibt Montaigne seinem Unmut darüber Ausdruck, dass Bücher auch dann noch ausgelegt werden, wenn es schon längst nichts mehr über sie zu sagen gibt. *Wann werden wir endlich eingestehen: dieses*

Buch hat der Ausleger genug, es ist nichts mehr darüber zu sagen? Auf der anderen Seite zeigt er sich unzufrieden darüber, dass die Auslegungen der Bücher so häufig selbst der Auslegung bedürfen, dass demzufolge die sekundäre Literatur die primäre Literatur bei weitem übersteigt. *Es kostet mehr, die Auslegung auszulegen als die Sache selbst, und es gibt mehr Bücher über Bücher als über irgendeinen anderen Gegenstand. Wir machen nichts als Anmerkungen übereinander. Alles wimmelt von Kommentaren. An Originalautoren ist großer Mangel. Die vornehmste und berühmteste Wissenschaft unserer Zeit besteht darin, die Wissenschaft zu verstehen? Unsere Meinungen werden eine auf die andere gepfropft. [...] Auf diese Weise klettern wir die Leiter hinauf von Sprosse zu Sprosse. Anstatt die Leiter wegzuwerfen und auf eigenen Füßen zu stehen. Für den Essayisten, der sich auf Schulgeschwätz versteht, kann Das Dichten und Trachten der Philosophie () zu nichts weiter dienen als zur Nahrung für unsere Wißbegierde. Aber das Stillen der Wißbegierde wird gehemmt, ihr steht die Macht gegenüber; denn Wie die Welt beschaffen ist, ergibt sich oft daraus, ob man mit seinen Vorstellungen an das Ohr der Fürsten dringt. Ihre Vorstellung ist die Einschränkung und Grenze des Vorrechts der Wahrheit. Deshalb erfordert die Wahrheit zu sagen [...] auch Mut.*

Montaigne gibt nicht viel auf die öffentliche Meinung. Er will sich seine Meinung selber bilden. Er hält nicht viel von der in Form gegossenen Anschauung. *Wir geben unseren Narrheiten eine Würde, wenn wir sie in Formen gießen. Es klingt viel wichtiger, wenn man sagt: Ich habe gelesen, als wenn man sagt: ich habe gehört.* Dagegen spricht sich Montaigne aus, indem er feststellt, dass man *ebenso leichtsinnig schreibt wie man spricht.* Für ihn ist es nicht wichtig, in welcher Form eine Wahrheit gesagt wird. Was zählt, ist einzig das Argument.

Was Montaigne nicht mag, ist Einseitigkeit und eine Lebensart, die sich strikt nach der Uhr richtet. Zu letzterem stellt er fest, dass *keine Lebensart () so kindisch und närrisch (ist), als die Lebensart nach Schnur und Uhr.* Ähnliches denkt beinahe 400 Jahre später eine Literaturtheoretikerin, wenn sie schreibt: *Das perfekte Bewegungsmodell für den dressierten Normalmenschen ist die Uhr.* Für den Philosophen des 16.Jh. ist die Redensart *die Zeit vertreiben* nichts weiter als eine, die ausdrückt, dass man sein Leben nicht besser zu nutzen weiß. Sie drückt das Ausweichen vor der Zeit aus. Montaigne ist für Langsamkeit, gepaart mit Genauigkeit, nicht aber für Zeitverschwendung.

Zur Einseitigkeit schreibt Montaigne mit gleichzeitiger Kritik an der antiken Philosophie: *Aristippos stritt bloß für den Körper, als ob wir keine Seele hätten; Zenon machte sich nur mit der Seele zu schaffen, als ob wir keinen Körper hätten. Beide hatten unrecht. Pythagoras, sagt man, folgte einer bloß kontemplativen Philosophie. Sokrates brachte die seinige ganz in Sitten und Handlungen. Plato fand zwischen beiden die Mittelstraße. das sind aber Märchen. Die wahre Mittelstraße findet sich beim Sokrates, und Plato ist mehr sokratisch als pythagoräisch.* Es ist (ihm) also wichtig, gegen die Einseitigkeiten der Forschung anzugehen und die vernachlässigten Seiten zu betonen.

Montaignes Essays sind nicht nur eine Fundgrube für Sentenzen, die zum Nachdenken anregen können, sondern sie sind wesentlich Reflexionen über das Leben. Das Leben gilt ihm als vielseitig und ist nicht auf einen Nenner zu bringen. *Unser Leben ist, wie die Harmonie der Welt aus widersprechenden Dingen, gleichfalls aus verschiedenen, langen und kurzen, hohen und tiefen, weichen und rauhen Tönen zusammengesetzt. Der Tonsetzer, welchem nur einige Tonarten gefielen, würde mit seiner Kunst nicht viel ausrichten. Er muß sich ihrer insgesamt zu bedienen und solche zu vermischen wissen.* Einheit, Absolutheit, Normierung etc. erscheinen, wenn man die Vielfältigkeit der Welt sieht, als Einschränkungen und Methoden dieser Herr zu werden. Sie sind vielleicht nichts anderes als Illusionen. *Ich glaube im Ernst, daß alles, was man über [...] Einheit [...] erzählt, eine christlich-abendländische Erfindung und ein Dogma ist. [...] Breton nennt das, wovor der abendländische Geist Angst hat, den Dämon der Vielheit.* Soweit eine Aussage der Moderne über diese Thematik.

Über das Leben, den wichtigsten Gegenstand der Essays, schreibt Montaigne: *Hat man sein Leben zu bedenken und zu führen verstanden, so hat man seine größte Obliegenheit besorgt. [...] Das herrlichste Meisterstück des Menschen ist richtig zu leben. Alles übrige; also herrschen, Schätze sammeln, bauen, sind nur Zugaben und höchstens Nebendinge.* Hier hält uns der Philosoph einen Spiegel vor. Denn wir denken nicht mehr nach über die richtige Form unser Leben zu führen. Für uns sind materielle Dinge viel wichtiger geworden. *Wie es Flucht aus der Wirklichkeit gibt, gibt es Flucht zur Wirklichkeit. Und vielleicht ist auch die materielle Wirklichkeit der Waren der Ersatz für etwas Immaterielles, was man den Menschen weggenommen hat.* Wie aber das Leben richtig zu führen wäre, drüber erhalten wir als Leser nur spärliche Auskunft und diese besteht meist in der Bestimmung dessen, was nicht zum richtigen Leben gehört.

Uns wird gezeigt, wie wir uns bequem im Leben einrichten können, nämlich dadurch, dass wir uns anpassen. *Man geht freilich leichter auf den Seiten, wo die Schranken gezogen sind und zu Grenzen und Wegweiser dienen, als mitten auf dem breiten offenen Wege, habe ihn die Kunst oder die Natur gebahnt. Aber es ist auch weniger Verdienst und Ruhm dabei.* Schon Montaigne sieht hier klar, dass die Anpassung an die Normen durch den Ruhm gemildert wird. Bekanntheit entschädigt hier für das Verlassen seines eigenen Weges, auf dem man meist alleine geht. *Da aber keine Krankheit so verheerend (ist) als die Verachtung unseres eigenen Lebens,* bleibt dem aufrichtigen Denker nichts übrig, als seinen Weg zu gehen, gleichgültig, ob dieser Weg zum Ruhm führt oder nicht. Anerkennung ist eine andere Sache. Das einzige, an das man sich halten kann, sind die Philosophen, die die *haltbarsten Gedanken* hervorgebracht haben. Man braucht sich demzufolge nicht mit allem, was gedacht wird zu beschäftigen, sondern nur mit dem, was man selbst für wichtig erachtet. Man muss erkennen, dass manche Gedanken, die rezipiert werden, hoffnungslos gealtert sind. Sich einreden zu lassen, dass dies nicht der Fall sein könnte, ist eine unzulässige Beeinflussung des Rechts auf Gedankenfreiheit und nichts weiter als eine Legitimation für diejenigen, die sich mit dem Obsoleten befassen.

Sollte man ein Fazit der *Essais* ziehen, dann wäre es dieses, dass man auf sich zu schauen hat, um erkennen zu können, was einem selbst wichtig ist und aus dieser Erkenntnis heraus kann man dann dazu übergehen, seinen Versuch zu starten, die Welt vielleicht zu erkennen und zu verstehen.

Für die Lektüre (nicht nur) von Montaigne gelten zwei Bemerkungen - die eine von Novalis:

Im eigentlichen Sinn ist philosophieren - ein Liebkosen - eine Bezeugung der innigsten Liebe zum Nachdenken...

die andere von Valery:

Lesen ist ein Fest des Intellekts.

Schade und traurig nur, dass in unserer Gesellschaft und in unserer hektischen Welt, die zunehmend auf Leistung, Rentabilität und Geschwindigkeit setzt, das Lesen und die Erkenntnis von Literatur und Philosophie (beinahe) wertlos geworden zu sein scheinen. Feste des Intellekts werden kaum noch gefeiert. Dafür gibt es den Rausch des Konsums.